

Katrin Diehl

Wien, Wien

Juden, Wien und Kandel

Ach, Wien. Diese Stadt hat es nicht leicht und stöhnt gern leise in sich hinein. Man wirft ihr vor, was sie doch eigentlich ausmacht. Ihre Gemütlichkeit, ihre Grandezza, ihre Nostalgie, ihre Wurstigkeit. Die Stadt trägt schwer an ihrer Vergangenheit. Sie bereitet ihr Kopfschmerzen und macht sie leidend. Warum immer wieder erinnern, wenn sich unter ein bisschen Zuckerguss über vieles einfach hinwegsehen lässt? Warum gleich und sofort, wenn es auch im Schlenderschritt geht? Mit Charme, Galanterie, Lässigkeit, Nachlässigkeit. »Einen nachblutenden Witz«, nennt der Schriftsteller Robert Schindel sein Wien.

Dabei lebt Wien von seiner Vergangenheit, beinahe in seiner Vergangenheit. Der anderen. Der großen. Einer wunderbaren Vergangenheit mit viel k.u.k., die, als sie dann ging, vergessen hat, ihre Kulissen hinter sich herzuziehen, Bauten, Fassaden, Gassen, Schlösser, Plätze, die Menschen aus aller Welt in Scharen locken. Die Weitgereisten stehen davor und staunen ob einer Pracht, deren Faszination auch in ihrer verschwenderischen Bedeutungslosigkeit für das heutige Weltgeschehen liegt.

Wien war über Jahrhunderte hinweg kaiserliche Reichshaupt- und Residenzstadt der Habsburger, war damit Hauptstadt des Heiligen Römischen Reiches, zählte mit über zwei Millionen Einwohnern zu den größten Städten der Welt nach London, New York und Paris. Wien war ein kulturelles, geistiges und politisches Zentrum Europas.

FURCHTBAR, FURCHTBAR

Wien war es dank seiner Juden. Den Juden danken? Etwa 180.000 waren es um 1935, immerhin über neun Prozent der Wiener Bevölkerung. Und dann? »Dann is eh da Hitler kummen«, wie der legendäre Herr Karl, verkörpert vom noch legendärerem Helmut Qualtinger, sachlich festgestellt hat. Hätte »da Hitler« überhaupt »kummen« müssen, wenn nicht überall die Juden gegessen wären? Der Hitler, der räumte auf und zwar gründlich. Hätte man mitmachen müssen? »Man hat eine gewisse Größe gespürt ..., am Ring und am Heldenplatz samma olle g'standen, de Polizistn mit de Hakenkreuzbinden – fesch!«, erklärt sich und die anderen der Herr Karl, bewegt sich behäbig zwischen den Kellerregalen hin und her, stöhnt leise in sich hinein und gibt sich alle Mühe, nicht nur dumm daher zu reden: »Furchtbar, furchtbar, ein Verbrechen, wie diese gutgläubigen Menschen in die Irre geführt wurden!« Schwer war es nicht, sie in die Irre zu führen. Wien krankte an einem chronischen Antisemitismus. Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts war Wien die einzige europäische Großstadt, in der eine Partei mit klar formuliertem antisemitischem Programm das Sagen hatte. Antisemitismus gehörte zu Wien wie auf den Kaffee der Schlagobers. Ach ja, die Kaffeehäuser. Dort saßen sie zusammen, die Intellektuellen, Schriftsteller, Maler, Wissenschaftler, die Juden, im Dunst aus Zigarren, Zigaretten und Kaffee, und tauschten sich aus quer über

alle Ressorts hinweg. Und so kam es, dass Arthur Schnitzler Antisemitismus als eine Variante des Ödipuskomplexes sah, Sigmund Freud sich darüber ärgerte, dass dieser Herr Schnitzler so viele seiner psychotherapeutischen Theorien einfach hernahm und sie ungefragt in seine Literatur einbaute, und zwar auch noch bestechend gut, und die Maler die unter der Haut verborgene Seele ihrer ohnehin nackten Akte bloßlegten.

Das war die gespannte Ruhe vor dem Sturm. Das war der Antisemitismus, mit dem man sich schon lange in Wien arrangiert hatte. Denn bei allem Zynismus und aller Häme, und darauf hat vor kurzem in einem Interview im jüdisch-wienerischen Magazin »nu« die Historikerin Diana Pinto hingewiesen: »... nicht der Antisemitismus hat den Holocaust in die Wege geleitet ..., es war eine verrückte Rassentheorie, die vom damals mächtigsten Land Europas, von Deutschland, ausgegangen ist«. Als freilich nach dem »Anschluss« von 1938 mit Volkes Kraft und unter Volkes Jubel ein Antisemitismus, der nach handgreiflichen Taten verlangte und sich an einem Endziel orientierte, zum Regierungsprogramm hochgejubelt worden war, da gab es dann kein Halten mehr in Wien.

Was war in die Wiener gefahren? Opportunismus, Neid, machte sich aufgestauter Hass Luft? Wer kann es sagen? Hitlers Auftritt hat Wien »in ein Alptraumgemälde des Hieronymus Bosch« verwandelt: »Die Wiener haben geschafft, was uns Deutschen nicht gelungen ist ... bis heute. In Österreich braucht man den Boykott jüdischer Geschäfte nicht zu organisieren – die Leute haben von selbst damit angefangen«, zitierte 1988 George Berkles in seinem Buch »Vienna and its Jews« einen deutschen SS-Mann. Simon Wiesenthal schrieb: »Im Vergleich zu Wien war die Kristallnacht in Berlin eine angenehme Weihnachtsfeier«, und Carl Zuckmayer, der 1933 vor Hitler nach Österreich geflohen war, erinnerte sich: »Ich erlebte die erste Zeit der Naziherrschaft in Berlin. Nichts davon war mit diesen Tagen in Wien zu vergleichen. Was hier entfesselt wurde, war der Aufstand des Neids, der Missgunst, der Verbitterung, der blinden böswilligen Rachsucht. ... Es war ein Hexensabbat des Pöbels und ein Begräbnis aller menschlichen Würde.«

Die Wiener Universität wurde »gesäubert«, d. h. »judenrein« gemacht. Beinahe die Hälfte der Studenten, der Dozenten und Professoren musste gehen. Frei gewordene Stellen wurden durch andere aufgefüllt. Über 60.000 Wohnungen wurden »arisiert«, auch hier rückten andere nach. »Eine Vielzahl von Politikern, Anwälten, Juristen, Ärzten und ergebenden Künstlern verbesserten ihre Wohnsituation nach 1938. Sei es, dass sie selbst eine Wohnung »arisierten«, sei es, dass sie in die freigewordene Wohnung/Kanzlei/Praxis eines »Ariseurs« eingezogen sind«, stellen Tina Walzer und Stephen Templ 2001 in einer systematischen Studie fest. Während des Novemberpogroms von 1938 wurden 42 Synagogen und Lehrstuben Wiens zerstört. Von den über 180.000 Juden der Stadt gelang etwa 120.000 die Flucht, 65.000 wurden ermordet. Dann war Wien plötzlich judenleer.

EIN WIENER KIND, EIN JUDE, ERIC KANDEL

Im Februar 1939 hatte der zehnjährige Erich Kandel zusammen mit seinem großen Bruder Ludwig seine Heimatstadt Wien in Richtung Vereinigte Staaten verlassen. Aus Erich Kandel wurde Eric Kandel, aus Eric Kandel einer der bedeutendsten Neurowissenschaftler des 20. Jahrhunderts, der im Jahre 2000 für seine Leistungen den Nobelpreis für Medizin erhalten sollte. »Ein Wiener«, jubelte Wien.

»Nachdem ich den Nobelpreis bekommen hatte, war ich plötzlich der Liebling der Österreicher«, erzählt Eric Kandel, heute ein Herr von über 80 Jahren. Die Österreicher, »spezia-

lisiert auf Ehrenzeichen«, winkten mit Orden und mussten irritiert feststellen, dass der Forscher sich querstellte. Ohne Frage liebt Kandel sein Wien, liebt es immer noch: »Meine schönsten frühen Erinnerungen sind typisch wienerisch. ... Mein Herz schlägt im Dreivierteltakt.« Aber es treibt den Neurowissenschaftler um, wie selbstvergessen die Stadt mit ihrer Nazi-Vergangenheit verhandelt. Er hat sich daher aufgemacht, um seine Bekanntheit schlau zu nutzen, nutzt seinen Nobelpreis, um Druck zu machen, um Bedingungen zu stellen. Heute traut er sich, Punkte anzusprechen, die er früher zusammen mit den Wienern »tabuisiert« hatte. Als er 1960 zum ersten Mal wieder zurück nach Wien gekommen ist, erwähnte er mit keinem Wort, was man ihm, seiner Familie, was man den Wiener Juden angetan hat. Er protestierte nicht, als man in Reden beschönigte oder Unbehagliches einfach behaglich übergangen hat. Vierzig Jahre später und in einer hochdekorierten Lage kündigte Eric Kandel dem damaligen österreichischen Bundespräsidenten Thomas Klestil bei seiner Ehrung als »Nobelpreisträger Wiener Herkunft« Pläne für ein Symposium an zum Thema »Österreich und der Nationalsozialismus«, und zwar in Wien. Das findet nun jährlich statt, und zwar in Wien, und es verlangt nach Taten. So kam es, dass der »Dr.-Karl-Lueger-Ring«, Teil der Wiener Ringstraße, endlich umbenannt wurde. Heute heißt er »Universitätsring«.

KARL LUEGER ZUM BEISPIEL

Karl Lueger, 1897 bis 1910 Wiener Bürgermeister, hatte seine Stadt vorangebracht. Zuverlässige Wasserleitungen, die Elektrifizierung des Straßenbahnnetzes, die Senkung von Beerdigungsgebühren und noch einiges andere, dem Fortschritt dienende gehen auf ihn zurück. Lueger war ein Demagoge, ein genialer Vereinfacher, ein antisemitischer Populist, der die »wohlhabenden Juden« im Visier hatte. Er war beliebt und ist es wohl bis heute in weiten Kreisen geblieben. Hitler zog vor ihm jedenfalls den Hut, und als halb Wien auf den Beinen war, um dem Bürgermeister die letzte Ehre zu erweisen, da war er mit dabei.

ÖSTERREICH, DAS OPFER

Eric Kandel blickt nach Deutschland. »Die Integrität und Offenheit, mit der Deutschland die Hitler-Zeit untersucht und eine Demokratie geformt hat, ist vorbildlich. Von solcher Transparenz ist in Österreich nichts zu spüren.« Deutschland ist um diesen Eindruck bemüht, beinahe täglich und mit einer Art Penetranz. Es arbeitet sich an seiner Vergangenheit ab, was immer das heißen mag. Die Schuld bleibt. »Da Österreich für die Geschehnisse zwischen 1938 und 1945 nie zur Rechenschaft gezogen wurde, kam es dort – anders als in Deutschland – nie zu der Gewissenserforschung und Klärung, die man in Deutschland unter dem Stichwort Vergangenheitsbewältigung zusammenfasst«, schreibt Eric Kandel. Österreich konnte sich als Opfer nationalsozialistischer Aggression darstellen, tat es mit Hilfe der »Moskauer Deklaration« von 1943, und die anderen Alliierten nickten dazu. Sie legten keinen Wert darauf festzustellen, dass Österreich aktiv am Holocaust beteiligt war. Also bestand für Österreich auch zunächst überhaupt kein Grund, Juden irgendwelche Reparationen zu zahlen, geschweige denn sich zu entschuldigen, sich zu verbeugen.

WIEN UND DIE JÜDISCHE GEMEINDE

Eric Kandel sah sich bei seinen Besuchen willig nach Heimat um in seinem Wien, aber ihm wehte ein kalter Wind entgegen und er fröstelte. Bis heute sucht er Nähe in der jüdischen

Gemeinde und setzt auf sie viel Hoffnung, Hoffnung für sein Wien. Wiens jüdische Gemeinde ist nicht besonders groß im Vergleich zur Einwohnerzahl der Stadt. Die Israelitische Kultusgemeinde Wien hat heute etwas über 7.000 registrierte Mitglieder. Und Eric Kandel träumt, auch wenn er, als er einmal mehr das Haus aufsuchte – Severingasse 8 unweit der freudschen Berggasse –, aus dem er 1939 vertrieben worden war –, auch wenn er geradezu überrascht feststellte, dass »ich im Frieden mit mir bin: unendlich froh, überlebt zu haben und relativ unbeschadet diesem Gebäude und dem Holocaust entkommen zu sein«, Eric Kandel träumt von mehr jüdischem Leben in Wien. »Ich träume von Wissenschaftlern, besonders von jungen jüdischen Wissenschaftlern, die wieder nach Wien kommen. Ich wünsche mir den Wiederaufbau einer jüdischen Gesellschaft in Wien. Meinetwegen nennen Sie das meschugge.« Doch die jüdische Gemeinde bleibt klein, so rühmig sie auch ist. Die jetzige Situation erinnere ihn, so notierte Eric Kandel einmal, an Hugo Bettauers satirischen Roman »Stadt ohne Juden« aus dem Jahr 1922. Bettauer beschreibt darin das dahinvegetierende Leben einer Stadt, die ihre Juden vertrieben hat: »Ich halte doch immer, in der Früh‘, wenn ich einkaufe, und im Konzert und in der Oper und der Straßenbahn die Augen und Ohren offen. Und ich höre, wie die Leute immer mehr mit Wehmut an die Vergangenheit zurückdenken und von ihr wie von etwas sehr Schöнем sprechen. ›Damals, als die Juden noch da waren‹, das kann man täglich zehn Mal in allen Tonarten, nur in keiner gehässigen, hören. Weißt Du, ich glaub‘, die Leute bekommen ordentlich Sehnsucht nach den Juden!« Hat Eric Kandel diese Sehnsucht in Wien wirklich gespürt? Die Sehnsucht nach Juden, von denen nicht jeder einen Nobelpreis vorzeigen kann? Wären diese jüdischen Wissenschaftler, auf die er hofft, im heutigen Wien willkommen? Man weiß es nicht so recht, und solange man das nicht so recht weiß, kann Wien noch so gut beim »Lebenswertranking« der Millionenstädte abschneiden und dies auch an die große Glocke hängen, für eine »wachsende jüdische Gemeinschaft« spricht noch nicht wirklich viel. Vielleicht warten die Juden, die eigentlich gerne kommen würden, irgendwo auf der Welt. Vielleicht warten sie auf ein paar einladende Worte. Die Emigranten von damals hat die österreichische Regierung in der langen Zeit nach 1945 jedenfalls niemals zurückgebeten. Heute sind sie alt oder leben nicht mehr. »Die Herrschenden im neuen Österreich waren froh, die Nazis los zu sein, aber dass die Juden und andere unerwünschte Personen verschwunden waren, galt den meisten von ihnen durchaus als angenehmer Nebeneffekt«, hat vor vielen Jahren Viktor Matejka, Nachkriegskulturstrat von Wien, die Lage beschrieben und wahrscheinlich auf den Punkt gebracht.

Mit Ungewissheiten lassen sich Juden schwer locken. Sie schauen schon darauf, wie die Menschen mit den dunklen Stellen ihrer Geschichte umgehen und was sie anfangen mit diesen zählbaren Stellen der Erinnerung, der »Denkmale«, die sich über Wien verteilen und die im Vergleich zur deutschen Denkmalschwemme viel direkter, ohne tiefgründige Abstraktionen treffen und rühren. Das schon.

462 SCHLÜSSEL ZUM BEISPIEL

In der Servitengasse, im 9. Wiener Bezirk, in dem auch Kandel und dessen Familie zuhause waren, liegen in einer in den Boden eingelassenen Vitrine 462 Schlüssel. Ordentlich liegen sie nebeneinander, jeder mit einem gut lesbaren Namensschildchen versehen. »Im Gedenken an die als Juden und Jüdinnen Vertriebenen und Ermordeten, die in der Servitengasse wohnten, Geschäfte führten oder Häuser besaßen«, erklärt eine Inschrift. 462 jüdische Familien in nur einer Straße!

KINDHEITSERINNERUNGEN

Die Eltern von Eric Kandel führten einen Spielzeugladen im 18. Bezirk, und weil das ein Stück weg war von der Severingasse im 9. , die in der Nähe der Medizinischen Universität lag »und unweit der Berggasse 19, der Adresse von Sigmund Freud, hatten wir zu Hause nacheinander eine Reihe von Hausmädchen«, erinnert sich Kandel, und die hießen natürlich Mietzi oder so ähnlich. Am Tag nach Hitlers Einmarsch wird Erich von seinen Klassenkameraden geschnitten. Ein Mädchen macht da nicht mit. Sie ist Jüdin. Erichs Vater verliert sein Geschäft. Er musste später, zusammen mit anderen Juden, auf den Knien rutschend mit einer Zahnbürste wegputzen, was irgendjemand, Österreicher, die sich dem »Anschluss« widersetzen wollten, mit weißer Farbe aufs Pflaster gepinselt hatten. Heute kniet er als Denkmal da, der putzende Jude, mitten in der Stadt am Albertina-Platz, ein grobes Denkmal des schonungslosen Alfred Hrdlicka, das lange umstritten war. Den kauern den Juden aus Stein umgibt heute ein Stacheldraht. »Damit er nicht mehr als Rastbankerl zum Jausen missbraucht wird«. So einfach ist das.

EIN NEUES LEBEN MIT WIENERISCHEM URSPRUNG

Erich Kandel und sein Bruder Ludwig schaffen es, aus Österreich herauszukommen, später auch die Eltern. »Die Ankunft in den Vereinigten Staaten war wie der Beginn eines neuen Lebens«, erinnert er sich. Eine solide österreichische Volksschulbildung, gepaart mit der neuen unermesslichen amerikanischen Freiheit setzte grenzenlose Energie frei bei ihm, wie auch bei vielen der anderen Neuankömmlinge. Aus Erich wurde Eric, und der besuchte in Brooklyn eine Jeschiwe, bis er Hebräisch »fast so gut« wie Englisch sprach. Sein Studium begann er in Harvard, belegte »Neuere europäische Geschichte« und »Literatur«. Dann verliebte er sich in die Studentin Anna, die ebenfalls aus Wien emigriert war, lernte deren Eltern kennen, Ernst und Marianne Kris, die beide bekannte Psychoanalytiker aus dem Kreis um Sigmund Freud waren, und es öffnete sich ihm eine neue Welt, die ihn im Kopf wieder Verbindung aufnehmen ließ mit Wien und seinen Besonderheiten: »Die Psychoanalyse zog mich auch deshalb an, weil Freud, ein Wiener und Jude wie ich, die Stadt ebenfalls hatte verlassen müssen.«

Es gibt so etwas wie einen jüdischen Imperativ, der heißt »sachor!«, hebräisch für »erinnere dich!«, 169 Mal soll man ihn in der Thora finden. Israel hat den Auftrag, sich seines G'ttes, seiner Geschichte und seiner Feinde zu erinnern. Die Leistungen des Gehirns, des Erinnerungsorgans, was sich dort tut, wenn wir etwas behalten oder vergessen, vielleicht vergessen wollen, vielleicht vergessen sollen, was es aus uns macht, was es aus ihm gemacht hat, das zog Eric Kandel in seinen Bann. »Es ist schwierig, die komplexen Interessen und Handlungen eines Erwachsenenlebens auf bestimmte Erfahrungen in Kindheit und Jugend zurückzuführen. Trotzdem bin ich davon überzeugt, dass mein späteres Faible für den menschlichen Geist – dafür, wie sich Menschen verhalten, wie unberechenbar ihre Motive und wie dauerhaft Erinnerungen sind – auf mein letztes Jahr in Wien zurückgeht. Nach dem Holocaust lautete ein Motto der Juden »Niemals vergessen!«, wachsam gegen Antisemitismus, Rassismus und Hass zu sein, gegen jene Geisteshaltung, welche die NS-Gräueltaten erst ermöglicht hatten. Meine wissenschaftliche Arbeit widmet sich den biologischen Grundlagen dieses Mottos: den Prozessen im Gehirn, die uns zur Erinnerung befähigen.«

DANK APLYSIA

1952 wechselte Eric Kandel in New York zur Medizin, ging in Richtung Psychologie, Psychoanalyse und landete bei den Neurowissenschaften. Hatte Sigmund Freud seine Studien zur menschlichen Psyche als Biologe begonnen, knüpfte Eric Kandel an diesen Weg an. Sein Interesse galt und gilt der biologischen Basis von Wahrnehmung und Gedächtnisspeicherung. Er deckte biologische Prozesse im Gehirn auf, die man zuvor gerne »vergeistigt« hatte, unternahm den Versuch, den Geist auf zell- wie auf molekularbiologischer Ebene zu ergründen, konnte bei Aktionen des Kurzzeitgedächtnisses funktionelle Veränderungen, bei Aktionen des Langzeitgedächtnisses anatomische Veränderungen feststellen. Damit war Eric Kandel berechtigt, eine »rationale Psychologie« zu fordern, in der darüber nachgedacht wird, wie man einem Patienten über Veränderungen mikrobiologischer Prozesse im Gehirn helfen kann. Im Jahre 2000 bekam Eric Kandel dann den Nobelpreis für Medizin verliehen für seine Entdeckung zur Signalübertragung im Nervensystem. Aplysia, eine in jeder Beziehung einfach strukturierte Meeresschnecke mit großen, gut sichtbaren Nervenzellen, hatte daran keinen geringen Anteil. Mag sie auch kaum Ähnlichkeiten mit dem Menschen haben, da lässt sich doch einiges, was sich in ihrem leichter durchschaubaren Nervensystem tut, übertragen und vor allem gut beobachten, und Eric Kandels unkonventioneller Weg, sich für dieses Versuchstier entschieden zu haben, hatte sich als goldrichtig erwiesen.

TIPPS EINES ERFAHRENEN

Wie muss man arbeiten, um weiterzukommen? Wohin sollte man seinen Blick richten? Wo verbergen sich Geheimnisse, die es zu lüften lohnt? Das sind Fragen, die sich ein Nobelpreisträger stellen lassen muss und die er in seiner Verantwortung für die Zukunft, für die zukünftigen Wissenschaftler auch beantwortet. Eric Kandel tut dies natürlich innerhalb seines Wissenschaftsbetriebs, er tut dies aber auch bei öffentlichen Auftritten und in seinen Büchern, in denen er es schafft, überraschend tief in die Materie einzusteigen, ohne Fachwissen vorauszusetzen. Hört man ihm zu, folgt man seinen einführenden Gedanken, dann sind es der Blick über den Tellerrand hinaus und die interdisziplinäre Arbeit, die den Weg weisen können. Und dann? Dann ist da ein Projekt. Und dann? »Ich reduziere auf das Nötigste. Ich nehme mir ein großes Problem vor, zum Beispiel die Frage, wie unser Gedächtnis funktioniert. Aus hundert möglichen Wegen, zum Ziel zu gelangen, wähle ich einen. Das muss nicht der beste oder schnellste Weg sein, aber einer, der mir gefällt. So war es auch damals, als ich entdeckte, wie die Synapsen funktionieren: Ich verfolgte eine Idee, die mir plausibel erschien, und ignorierte Hunderte andere Theorien, die damals umherschwirrten« (s. Interview, zeit online, 5. 10. 2012).

WIEN, WIEN

Und wieder ist Eric Kandel im Herbst dieses Jahres nach Wien zurückgekehrt. Er stellte dort in der »Secession« sein neues Buch vor, »Das Zeitalter der Erkenntnis. Die Erforschung des Unbewussten in Kunst, Geist und Gehirn von der Wiener Moderne bis heute«. Darin führt der Kunst- und Wienliebhaber den Leser ein in die »Neuroästhetik«, wieder so ein Feld, das irgendwo dazwischen liegt, zeigt die intellektuellen Vernetzungen auf, die bestanden in

diesem Wien um 1900, das vor Energie schier platzte. Das freudsche Unbewusste schlug die Wiener in ihren Bann und war in aller Munde. Was hat die Kunst damit gemacht, was haben Klimt, Kokoschka, Schiele damit gemacht und was macht die Kunst mit uns, mit unserem Gehirn? Ist es unser Gehirn, das Kunst erst zu Kunst werden lässt? Wie bleiben Bilder in unseren Köpfen? Welchen Eindruck, das Gehirn als ein Stück Materie betrachtend, hinterlassen sie? Wer seinen Kandel kennt, weiß längst: je größer unsere Emotionen, umso stärker die Erinnerungen daran. Ein rein biochemischer Prozess, ernüchtert Kandel, und wird dabei schon recht haben. Reine Biochemie also, aber daraus kann ja durchaus noch etwas werden: aus unserer Emotion kann ja wieder Kreativität erwachsen. Nicht anders ist es Klimt, Kokoschka, Schiele ergangen. Mit Freud und Schnitzler im Gepäck brachten sie dem expressionistischen Wien skandalös Neues und tanzten mit auf dem Vulkan.

Und Wien hielt sein Versprechen. An der Universität gab es am 11. Oktober 2012 ein nächstes Symposium, das sich also mit Wien, mit Österreich, mit Antisemitismus und Nationalsozialismus beschäftigte. Mit der Umbenennung des »Dr.-Karl-Lueger-Rings« sei ein Wendepunkt erreicht worden, sagte Eric Kandel, »nicht nur für die Universität, sondern für das ganze Land und meine persönliche Geschichte«. Eric Kandel wird wiederkommen in sein Wien.

LITERATUR

Eric Kandel: Auf der Suche nach dem Gedächtnis. Die Entstehung einer neuen Wissenschaft des Geistes. Siedler Verlag, München 2006.

Eric Kandel: Das Zeitalter der Erkenntnis. Die Erforschung des Unbewussten in Kunst, Geist und Gehirn von der Wiener Moderne bis heute. Siedler Verlag, München 2012.